

125

SATTELET

Des

Siebenbürger Wochenblattes.

N^o 34.

Kronstadt, den 27. April.

1845.

Was sich sagen läßt.

Auszüge aus den Bemerkungen eines reisenden Arztes.

Mitgetheilt von Dr. S.

»Als ich mich einem sächsischen Dorfe näherte, zogen aus demselben viele Sachsen, wahrscheinlich zu dem nahen Marktorthe. Mit Straunen sah ich Weiber zu Pferde und nicht, wie in Hauptstädten, auf Damensätteln, nein, ganz so, als wäre Mangel an Männern und ein Duzend Weiber für ein öst. Husarenregiment angeworben. — Aber die Wege sind schlecht, zu Fuß geht genirt und — es waren im Grunde alte Weiber, die mir begegneten.«

»Nach einigen Tagen jedoch sah ich einen Mann im Wagen sitzen, vom Sattel kutschirt von einem jungen Weibe. Ihm schien das zu behagen; denn er lehnte in einer bequemen Lage und sah traulich in das helle Grün der Wiesen; das Weib — nun, sie sah erbt aus. Psui!«

»Die Sitte ist das Mark einer Nation. Lieber Ausschweifungen als Unnatur. Ausschweifungen finden leicht in dem Ueberdruße zureichende Schranken; die Unnatur kennt keine Grenzen so weit die Thierheit reicht. — Unfruchtbarkeit, frühzeitiges Verblühen, körperliche Gebrechen, sittliche Entwürdigung sind für Weiber die Folgen der Sitte des so gestaltigen Keitens.«

»Neuerungen? Jeder will sie, nur nicht bei sich selbst beginnen. Politische Umstellungen sollen alles heilen; werden sie auch die Sitten ändern? Wie ein sittenloses Kind durch Freiheit nur noch verderbter wird: so müssen wir jede Reform mit der Sitte beginnen, wenn wir nicht überzeugt sind, daß wir mit den Sitten auslangen, in ihnen kein Grund der politischen Entkräftung liegt.«

»Es gibt politische, theologische, juristische und ärztliche Sittenlehrer. Alle müssen zusammenwirken; die ärztlichen sind nicht die letzten.«

»Man glaubt, man habe alles gethan, wenn man das Frauengeschlecht vor so genannten »Fehlritten« bewahrt. Ich bin kein Theologe, ich kann von dem Standpunkte desselben die Sache nicht genügend beurtheilen. Als Arzt, betrachtend Volk und Staat, kenne ich andere Schwächen, die verderblicher sind, sind sie gleich keine Verbrechen, nicht einmal Fehler genannt,

sogar mit dem ehrenhaften Worte »Vollstitten« gewürdigt.

»Wenn, wo der Volksstand abnimmt, die Population nicht zunimmt u. s. w., so sehe man vor anderm auf das Frauengeschlecht. Entbehren sie der Lebendigkeit, Frische, Vollkraft, entschiedenen Weiblichkeit, zureichenden Festigkeit und Körperkraft, so haben wir den Grund gefunden. Denn wenn schon von einem Theile ein zahlreiches, kräftiges Geschlecht vorzugsweise ausgehen soll: so ist er das Weib. Zurückgezogenheit von den Lebensgeschäften, welche den reinen Spiegel der Seele trüben, regere Empfindung bei geringerer Thatkraft, erhalten in dem Frauengeschlechte länger die Sittenreinheit, Mäßigung — es bleibt leichter innerhalb den Schranken, die ich Naturordnung nennen will. Nur wenig hat da die Erziehung zu thun, die Gesellschaft für nichts zu sorgen, als sie nicht zu verderben.«

»Wir sind in meiner Praxis wenige Districte vorgekommen, in denen die Frauen der Landleute so häufig von Gicht oder Krankheiten befallen sind, die auf ähnlichen Grundursachen ruhen, als in vielen sächsischen Dörfern.*) Sie heiraten zu früh, für ihre relativ spätere Entwicklung. Sie werden zu frühe »vorge stellt« und in die »Salons eingeführt.« Ein Mädchen bleibt wegen der ihm angeborenen Schüchternheit lange ein Kind, wenn man es nicht darauf aufmerksam macht, daß sie es nicht mehr ist; nichts begreift von allen Lehren ein Mädchen leichter, als diese. Eltern scheuen sich nicht, ein Mädchen mit dem vertraut zu machen, wornach erst das Weib fragen soll. Man beobachtet nicht strenge die Rücksichten, die man dem Geschlechte in der Jungfrau schuldig ist. Eine verorbene Phantastie, ein welker Körper. Besser Ausschweifung mit Sitte, als Sittenlosigkeit ohne Ausschweifung.«

»In früher Jugend, da sie noch unentwickelt sind, sollen die Frauen Mutterpflichten erfüllen. Das taugt nur für Wenige, selten für ein deutsches Geschlecht. Ein, zwei Kinder — und das Weib soll im 20. und 21. Lebensjahre wie der verfluchte Feigenbaum keine Früchte mehr tragen, dann, wenn sie erst fähig wäre, der Nation, dem Staate rüstige Söhne zu schenken.

*) Diese Thatfache, die Einsender als irrig erkennt, dürfte bei einem fremden Arzte zu entschuldigen sein.

Die zwei Kinder sterben im späteren Alter; die Eltern sehen zu spät ihren Irrthum, — auf dem dürren Stamm wächst kein grüner Zweig mehr! Man frage die kinderlosen Alten — sie alle hatten 1 oder 2 Kinder in der ersten Jugend des Weibes, die nicht die Dauer den Eltern, Freuden sichert, und statt den Segnungen ihrer Kinder hören sie am Grabe das Gezänke der Verwandten um ihr Erbe.«

»Die höheren Stände schöpfen ihre Kraft aus der Kunst oder den unteren Ständen. Die letzteren sind an die Natur angewiesen. Kraftentwicklung setzt rüstige Arbeit voraus. Die Landleute sollen die Arbeit nicht den Knechten und Mägden ganz überlassen*) und in weichtlicher Geschäftigkeit ihre Tage vollbringen. Vorzüglich soll die weibliche Jugend zu der Arbeit angehalten werden, von der sie in freier, frischer Luft Kräftigung erwarten kann. Der Spinnrocken wirft einen fahlen Schein auf das Gesicht der Spinnerin. Schnitter, Drescher holen sich Geld, Gesundheit und Kraft im Sachsenlande, Tausende und Tausende der Mitnationen zehren an dem Erbtheile der Sachsen, und aus der Jugend wird ein unselbstständiges Geschlecht, das als Landbebauer der fremden Kraft nicht entbehren kann, das der Fremdlinge bedarf, um leere Plätze zu besetzen. Schützt mir doch die Frauen durch eine Erziehung, die in meinem Sinne weiter reicht, als die Schule! Man wird noch Turnanstalten in den Dörfern errichten müssen, da, wo die Natur, der Nahrungsstand die wahren Turnmeister sind, die Geld eintragen, statt zu kosten.«

»Es ist viel für jene Sitte zu thun, welche das Recht nicht verletzt, ohne welche Bürger- und Nächstenpflichten erfüllt werden können, wegen der eine Nation nicht vor den Schranken der öffentlichen Meinung Rede stehen muß, die aber doch die Existenz einer Nation erschüttert, über ihre Zukunft entscheidet.«

Sultan Murad IV. und der Spahi.

Eine Rauchergeschichte.

Die Gefahr, welche brennende Pfeifen für eine Stadt herbeiführen können, die ganz aus Holz erbaut ist, darf wohl als groß genug betrachtet werden, um die Versuche zu rechtfertigen, welche mehre Sultane machten, das Rauchen zu unterdrücken. Aber kein Sultan führte gegen Pfeifen und deren Begleiter, den Kaffee, einen erbitterteren Krieg, als Murad IV. Er hezte Raucher, Kaffeetrinker und Opiumesser mit unerbittlicher Strenge. Wenn Jemand — mochte er hoch oder niedrig stehen — bei dem Rauchen ertappt wurde,

*) Eine Landfrau eines Dorfes legte mir das (wahre oder falsche, konnte ich nicht untersuchen) Bekenntniß ab, sie habe schon seit sieben Jahren ihre Ackerfelder nicht besäet.
Der reisende Arzt.

so bezahlte ohne alle Gnade sein Kopf für das Vergehen. Oft ging Murad verkleidet umher, um zu sehen, ob die Polizei ihre Pflicht that, oder ob er selbst nicht etwa eines oder des andern Uebertreters seiner Befehle habhaft werden könnte. Bei einer solchen Gelegenheit stieß er auf ein Abenteuer, welches wohl geeignet schien, seine Lust an dergleichen Jagdpartien etwas zu verringern. Als einfacher Bürger verkleidet war er nach Skutari in einem gewöhnlichen Kayik gefahren, und umspähete hier die Karawanenreisen, in welchen Fremde, die aus dem Innern des Landes kommen, einzufahren pflegen. Da er keinen Frevler fand, den er hätte zur Strafe ziehen können, nahm er zur Rückfahrt einen Platz in einem der großen Ueberfahrtsboote, an der Seite eines Spahi, der von Kutaya kam, um rückständigen Sold einzufordern. Während der Ueberfahrt zog der Soldat eine kurze Pfeife hervor, zündete sie an und rauchte. Als Murad dies sah, konnte er kaum seinen Zorn unterdrücken; da der Mensch aber in seiner Gewalt war, beschloß er, sich einen Spaß mit ihm zu machen, lehnte sich an seine Seite und flüsterte ihm zu: »Bei dem Propheten, Yoldasch (Kamerad), Ihr müßt ein kühner Mann sein! — Habt Ihr nicht von dem Edikt des Sultans gehört? — Seht, wir sind hier im Angesichte des kaiserlichen Palastes. — Wahrer Euren Kopf!«

»Wenn der Sultan es vernachlässigt, seine Soldaten zu bezahlen, oder sie mit derberer Kost zu versorgen, so müssen sie sich wohl durch dergleichen Mittel selbst zu erhalten suchen,« erwiderte der Spahi. »Der Prophet hat gesagt, daß der Hungertod von andern Händen Menschenmord ist, und der von eigenen Selbstmord, was noch schlimmer ist. — Mein Tabak ist gut; er ist Tribut eines Kayah. — Bismillah, er steht Euch zu Dienst!«

Bei diesem Anerbieten blickte Murad umher, als fürchte er, bemerkt zu werden, zog dann seinen Pelz über das Gesicht, nahm die Pfeife und that munter mehre Züge; hierauf das Werkzeug verbotenen Genusses dem Soldaten zurückgebend, rief er aus: »Kardasch! (Bruder), Ihr scheint sehr freigebig zu sein; es ist ein Jammer, daß Ihr nicht vorsichtiger seid. — Um aber die Wahrheit zu gestehen, bin ich selbst für meine Pfeife sehr eingenommen, und lache heimlich dem Sultan in das Gesicht. Aber Köpfe bleiben doch immer Köpfe. Befolgt also meinen Rath, und seid vorsichtig, wenn Ihr die Stadt erreicht.«

»Der Mensch kann nur ein Mal sterben, und Jeder hat seinen bestimmten Tag,« erwiderte der Spahi. »Ich kann ebenso gut den Mund mit Rauch gefüllt, als mit leerem Magen sterben. Es ist gut für den, welchem weder Brot noch Salz fehlt, Andere dieses Ersatzes für ihre Nahrung zu berauben. Aber, Inshallah, der Tag wird kommen, an welchem er dafür büßen muß!«

»Allah, Allah, dieß ist ein ganz unverbesserlicher Empörer und Lasterer. Er soll auf seinem eigenen Pfeifenrohre gespießt werden!« sagte der Sultan leise

für sich
leiser,
Ohren

der u
nicht

Dsm

war l

Land;

einige

hielt,

und G

Mann

eine

fen er

F

Ausse

chen v

Worte

weder

Falle

Schli

Mens

nun G

diens

I

verse

Kling

war,

sen, u

halbze

ohne

gen,

blickli

und a

Amtes

ließ e

lassun

mation

gänzl

den, d

plages

— W

lohnun

*

aus de

Riesen

den H

der G

Auslan

schle

125

für sich hin. Dann fügte er halbflüsternd hinzu: »Sprecht leiser, spricht leiser, Effendimiz (unser Herr) hat lange Ohren.«

»Die haben alle Esel in Stambul,« entgegnete der unzufriedene Krieger; »aber sein Jah wird ihn nicht abhalten, den Weg einzuschlagen, den Sultan Osman gegangen ist.«

Das Boot hatte jetzt das Ufer erreicht, und es war beinahe ganz dunkel. Der Spahi sprang an das Land; ihm auf dem Fuße folgte Murad, der, als Beide einige Schritte weit gegangen waren, den Spahi zurückhielt, um ihm zu sagen: »Euer Aussehen gefällt mir, und Eure Reden beweisen mir, daß Ihr ein braver Mann seid. Ihr scheint hier fremd. Ich werde Euch eine Wohnung suchen. Wir wollen uns unsrer Pfeifen erfreuen!«

Der Spahi aber entgegnete: »Hört, Freund, Euer Aussehen gefällt mir nicht. Ich habe von den Streichen dieses Sultans gehört. Es liegt Honig in Euren Worten, aber Galle in Euren Blicken. Ihr seid entweder ein Spion, oder der Sultan selbst. Im ersten Falle verdient Ihr den Strick, im andern etwas noch Schlimmeres. Nur Schurken können verhungerte Menschen in den Tod locken wollen. Aber mögt Ihr nun Spion oder Padiſchah sein, so soll Euch nach Verdienst gelohnt werden.«

Dabei zog er sein kurzes, breites Schwert, und versetzte dem Despoten, wenn auch nur mit flacher Klinge, einige gewaltige Hiebe. Als dies geschehen war, verschwand er in dem Labyrinth der engen Gassen, und ließ Murad, schäumend vor Wuth und mit halbzerbrochenen Gliedern, zurück. Der Sultan kehrte, ohne ein Wort von dem bekandenen Abenteuer zu sagen, in sein Serail zurück. Hier ertheilte er augenblicklich Befehl, den Vorsteher der Polizei zu köpfen, und allen Wächtern für die Vernachlässigung ihres Amtes die Bastinade zu geben. Am nächsten Morgen ließ er den Wessier holen, und ohne ihm die Veranlassung zu sagen, ließ er durch denselben eine Proclamation ausgeben, wodurch zehn Beutel Goldes und gänzliche Straflosigkeit einem Spahi verheißen wurden, der am Abend zuvor in der Nähe des Landungsplatzes von Tophana einen Bürger geschlagen hätte. — Aber der Spahi kam nicht, um die glänzende Belohnung abzuholen.

Gelesen.

* Der Nationalreichtum erwächst nur zum kleinsten Theil aus dem Verkehr mit dem Auslande; selbst in England, dem Riesenhandelslande der Erde. Er erwächst überall nur durch den Ueberschuß des Werthes der Production über den Werth der Consumption. Wenn eine Nation noch so viel an das Ausland gegen baar Geld verkauft, sobald sie bei diesen Verkäufen schlechte Geschäfte macht, und sobald sie im Innern mehr

Werthe verzehrt als erzeugt, so wird sie verarmen, und zöge sie auch noch so viel Geld aus dem Auslande herein, oder grübe es aus ihren Gebirgen. Wenn sie dagegen in der großen Mehrzahl ihrer Geschäfte mit Vortheil operirt, nämlich für die hingeebenen oder aufgewendeten Werthe größere eintauscht oder erzeugt, so wird sie reicher und reicher werden, wenn sie auch noch so viel Baargeld an das Ausland zahlte, und auch das Geld wird ihr nicht fehlen. So wenig wie der Einzelne sein ganzes Vermögen, oder auch nur den größern Theil desselben in Baarem besitzt, so wenig die Nation, und auf ihr Vermögen an Gütern aller Art kommt es an, nicht auf die Summe des umlaufenden Geldes. Wenn zudem mehr Geld im Land ist, als der Verkehr bedarf, so sinken die Geldpreise, und die der Waaren, der Arbeit u. steigen; ist weniger da, so tritt der umgekehrte Fall ein, und dieses natürliche Verhältnis wirkt auch als ein natürliches Correctiv so kräftig, daß es wirklich eine unauflösbare Aufgabe wäre, das Geld durch irgendwelche vortheilhafte Handelsgeschäfte auf die Dauer aus dem Lande zu treiben. Dazu, zur Vertreibung des Geldes, und was mehr ist, des Wohlstandes aus einem Lande gibt es nur einen sichern Weg: daß man fortwährend mehr ausgibt als einnimmt, und dazu führen Trägheit und Unwissenheit in Erzeugung und Erwerb auf der einen und unnütze Ausgaben auf der andern Seite; also auch Alles, was die Leute nöthigt, eine Waare zu theuer zu bezahlen; niemals aber führt dahin ein vortheilhafter, d. h. gute und billige Waaren liefernder Handel mit dem Auslande. Unnütze, verschwenderische Ausgaben, seien sie nun für den Luxus der Höfe, der Heere, die Keppigkeiten des Volks, oder die künstliche Auffütterung von Gewerbszweigen gemacht, vermindern den Wohlstand des Volks, wenn nicht auf andern Seiten überwiegender Erwerb entschädigt; sie vermindern ihn, und wenn kein Grobchen davon ins Ausland geflossen wäre. Dagegen nützliche Unternehmungen, die für das Hingewendete oder Aufgewendete einen Werth bieten, der das erstere übersteigt, vermehren ihn, und wenn auch Alles dafür ins Ausland gegangen ist.

* Nicht der Lehrstuhl, nicht die Kanzel, nicht die kirchliche, nicht die literarisch-profane, sondern die vulgair-profane Presse übt gegenwärtig den gewaltigsten Einfluß auf das religiöse Bedürfnis der Massen, und zwar in einer unverkennbar einseitigen Weise. Man will offenbar nur der glaubenslosen, d. h. der nur von Natur- und Gewissens-, nicht auch Schrift-Offenbarung geleiteten Vernunft die Autonomie in Glaubenssachen sichern. Daß hierbei Diejenigen, welche selbstständig zu prüfen und zu denken behindert sind, am Ende Gefahr laufen, um die Freiheit ihres Urtheils in Sachen ihres himmlischen Berufs gebracht zu werden, ist nicht zu verkennen. Dies zu verhindern, ist die Pflicht eines jeden Denkenden, dem daran liegt, daß forterbaut werde das Reich Gottes auf Erden, zu welchem Jesus Christus, der Gottmensch, den Grund gelegt.

* In Nordamerika werden bürgerliche Geburts-, Todes- und Heiratsregister geführt. Tauf-, Begräbnis- und Copulationscheine irgend einer Geistlichkeit sind nicht nöthig. Nur ein positives Dogma wird gefordert, nämlich der Glaube an

125

Gott, weil sonst der Constitutionseid, sowie der Eid vor den Gerichten unmöglich wird.

Daß Kongo und seine Partei der katholischen Kirche nicht viel anhaben, ist jetzt ziemlich entschieden. Nur eine neue Theologie, wie im 16., oder eine neue Philosophie, wie im 18. Jahrhundert, könnte einigen Erfolg haben. Beides ist in Kongo nicht! Hermes und Lamenaïs, wären der römischen Lehre gefährlicher, doch auch diese sind schon antiquirt! Gegen sie, weil es Doctrinen waren, mußte Rom sich aussprechen. Kongo wird diese Ehre gewiß nicht zu Theil, höchstens nimmt Rom bei den betreffenden Staaten politische Maßregeln für seine Anhänger in Anspruch. Wichtiger möchte die Angelegenheit für die evangelische Kirche sein; hier theilen neun Zehntel aller Gebildeten Kongo's Meinung. Alles, was er gesagt, ist hier längst und tausendmal und viel besser gesagt worden; wie kommt es nun aber, daß es in diesem Momente, und von einem abtrünnigen katholischen Priester ausgesprochen, eine so große Wirkung zeigt? Das hat etwas Geheimnisvolles! Ordnet man die bürgerlichen Verhältnisse der Partei, so wird sich vielleicht die große Majorität (?) der Protestanten und eine kleine Minorität der Katholiken für sie aussprechen und von der evangelischen Kirche nur der pietistische (?) Theil übrig bleiben. Daß Kongo sich apostolisch-katholisch nennt, enthält eine innere Unwahrheit und wird dem Bestehen seiner Partei gewiß später am meisten schaden. Der angemessenste Name wäre: Protestanten! Denn der Kern des Ganzen ist ein protestirender, sowohl gegen die katholische Kirche, als gegen alle gläubigen Nuancen der evangelischen Kirchenpartei.

Allelei Neuigkeiten.

Am 3. März Nachmittags 5 Uhr verließ der bisherige Präsident der vereinigten Staaten von Nordamerika Hr. Tyler den Präsidentenpalast in Washington, um mit dem neugewählten Präsidenten die Rolle zu tauschen. Auch er, gleich Hrn. Polk, hatte zu diesem Zweck eine Wohnung in einem schlichten Wirthshause gemiethet. Das Mittagmahl ward sehr früh eingenommen und bereits um 3 Uhr Nachmittags wurden die Thüren des Palastes geöffnet, um dem einströmenden Volk Gelegenheit zu geben von dem scheidenden Präsidenten Abschied zu nehmen. Tyler ist ein Mann von außerordentlicher Herzengüte und ächter virginischer Gastfreundschaft, und hatte daher trotz seiner vielen politischen Widersacher eine außerordentliche Anzahl Freunde im Privatleben. Hr. Vaneke, einer der ältesten Bewohner von Washington, hielt im Namen der Versammelten eine Abschiedsrede, die den Damen Thränen entlockte und auch die Männer sichtbarlich rührte. Nur John Tyler lächelte und bemerkte seine Stunden seien gezählt — morgen trete er mit Freuden in den Bürgerstand zurück. Mit Sonnenuntergang — es war ein herrlicher Frühlingsabend — verließ Hr. Tyler den Präsidentenpalast unter lautem Zuruf des Volks. Vor der Thür des bescheidenen Gasthofes (zweiter Classe) angelangt, mußte er Halt machen und noch

einmal den versammelten Tausenden danken, während seine schöne junge Frau am Fenster erschien und den bekannten Damen Kuffhände zuwarf. Bei dem Wechsel der Präsidenten war auch nicht Ein Soldat in Washington, noch irgend eine andere bewaffnete Civil- oder Militärgewalt, obwohl um jene Zeit 50,000 Fremde anwesend waren.

Jon Tyler, der abgetretene Präsident der vereinigten Staaten von Nordamerika, hat während seiner Regierung das Gebiet der Union um drei Staaten vermehrt, das heißt, der Union ungefähr eine Ländermasse wie Deutschland einverleibt.

In der Unterhaus-Sitzung zu London am 4. April wurde die Aufmerksamkeit des Hauses auf die das Oregongebiet betreffende Stelle der letzten Präsidentenbotschaft, welche jenes ganze Gebiet als rechtmäßiges Eigenthum für die vereinigten Staaten anspricht, gewendet und um eine Erklärung darüber gebeten, wie die Räte Ihrer Majestät der Königin von England die Interessen des Landes und die Ehre des Thrones bewahrten? Sir R. Peel gab eine Skizze der bisherigen diplomatischen Unterhandlungen mit Amerika über die Oregonfrage, und schloß mit den Worten: »Ich beklage, daß der neue Präsident der vereinigten Staaten für geeignet gefunden, eine so ungewöhnliche Sprache zu reden. Der Ton und der Inhalt seiner Botschaft sind beklagenswerth. Indessen hoff' ich, ungeachtet dieser Botschaft, noch immer, daß die Unterhandlungen zu einem günstigen Ausgange führen werden. Aber (hier wurde des Ministers Stimme bewegt) England hat Rechte, und sollten diese Rechte verletzt werden, so ist Ihrer Maj. Regierung entschlossen und gerüstet sie aufrecht zu halten.« (Beifallsruf von allen Seiten des Hauses.)

In dem Großherzogthum Hessen hat die zweite Kammer den Antrag gestellt, »Retentionsanstalten« zu gründen, wo stiftlich verwahrloste Kinder, deren Eltern oder Angehörige notorisch außer Stande sind, für ihre Erziehung zu gestifteten Menschen und nützlichen Gliedern der Gesellschaft die nöthige Sorge tragen zu können, aufgenommen werden müssen. — Wie nöthig wären in Siebenbürgen solche Anstalten!

In einem Correspondenzartikel der »allgemeinen preussischen Zeitung« wird nachgewiesen, daß in der diesjährigen französischen Kammer durchaus nichts für das öffentliche Wohl Frankreichs geschehen sei, sondern statt auf die Verbesserung seiner innern und äußern Lage zu streben, sei die edle Zeit mit nutzlosen Zänkereien in einem unerbaulichen Kampfe um die Portefeuilles versplittert worden. — Dagegen wird die Thätigkeit des englischen Parlaments gepriesen, indem es Maßregeln in Vorschlag gebracht und ausgeführt habe, die für das materielle Wohl und das Steigen der Macht dieses noch in immer großartigerer Entwicklung begriffenen Volkes für die fernste Zukunft von nachhaltigen Folgen sein dürften.

Sach
den,
Beret
stadt
dieses
der C
In B
mung
bern
verdie
wird
zug e
ter d
Theat
mann
comm
sariat
nison
mir
Kron
stadt,
schaft,
dürfte
gender
der j
fallen
Kron
schma
nachst
immer
dem
ist ge
mann
sich d
erfreu
ter so
opfer
stadt
mann
I
wenn
quick
denjch